



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Dieterich, Karl: Aus dem griechischen Erzgebirge

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

wieder entreißen lassen, sondern es im Notfalle mit ihren Armen verteidigen. Die alten Stände aber wandten sich von neuem an den Bundestag, auch der Bückeburger mischte sich aus freundschaftlicher Eifersucht ein, und schließlich entschied die Reklamationskommission, die Regentin hätte die frühere Verfassung nicht einseitig auflösen dürfen und solle mit der Einführung der neuen Verfassung warten. Pauline fügte sich dem Rechte des Stärkern, war aber auch zu keinem Vermittlungsvorschlage geneigt; sie wollte lieber ihren ganzen Plan aufgeben „wie einen frommen Traum als eine Adelskammer und etwas fremdartiges ganz schreiender Natur darin aufnehmen, lieber ein zartes Kind verklären sehen im schönen Reiche der Ideen, als verderben, gemein werden und jahrelang dahinwelken“. So gelangte weder das neue Staatsgrundgesetz zur Wirksamkeit, noch wurden die alten Landstände wieder berufen. Erst nach mehr als sechzehn Jahren, im Jahre 1836 kam ein Ausgleich zustande.

Pauline sehnte sich nach Ruhe. Als die Karlsbader Beschlüsse dem Bundestage aufgezwungen waren, freute sie sich, dem Grabe näher zu sein als der Blütezeit des Lebens. Ungern wollte sie eine zweite, der französischen ähnliche Revolution erleben. Das Jahr 1848 blieb ihr erspart. Sie starb am 28. Dezember 1820, nachdem sie gerade sechs Monate vorher ihrem Sohne Leopold, der inzwischen schon vierundzwanzig Jahre alt geworden war, in feierlicher Versammlung die Regierung abgetreten hatte. Die Worte, mit denen sie sich in ihrer Abschiedsrede an den jungen Fürsten wandte, sind das Bekenntnis einer edeln Frauenseele und wahrhaft fürstlicher Gesinnung. Sie empfahl ihm, nie jemand zu verdammen, der sich noch nicht verteidigen könne, nie auf Günstlinge zu hören, gut und sorgsam im Kleinen wie im Großen hauszuhalten, um der christlichen Tugend der Wohltätigkeit, dem fürstlichen Vorzuge der Großmut sich nicht entziehen zu brauchen. Sie bat ihn um rasche Tätigkeit, dem Regenten seien Freuden und Zerstreungen nur nach Erfüllung seiner Pflichten erlaubt. Nach diesen Grundsätzen möge er handeln, dann würde ihr mütterlicher Segen sein Teil, und was unendlich mehr sei, Gottes Wohlgefallen sein Eigentum sein.



Aus dem griechischen Erzgebirge

Von Karl Dieterich



er in Fallmerayers „Fragmenten aus dem Orient“ im neunten Stück (Hagion Dros oder der heilige Berg Athos) die herrlichen Naturschilderungen gelesen hat, die ihn in einen romantischen Urwaldzauber einspinnen und ihn trotz der Versicherung des Verfassers, das Bild sei nicht phantastisch, sondern naturgetreu, manchmal an der Wahrheit der Schilderungen irre werden lassen, und wer dann einige Seiten weiter jene mit Bängen um ihre Vernichtung gemischte

Apotheose der Waldeinsamkeit vernommen hat, den wird ein jubelndes Gefühl überkommen, wenn er jetzt, nach über sechzig Jahren, den Spuren eines jüngern Forschers folgt, der jene lange vernachlässigten Gebiete der alten Erz- und Waldgebirge Griechenlands, die Chalkidike, mit offenen Augen und Sinnen für alle ihre Schönheiten und Merkwürdigkeiten durchstreift und seine Beobachtungen in einem anspruchslosen und doch so ansprechenden Schriftchen niedergelegt hat. *) Denn jetzt sehen wir, daß Fallmerayers hangende Furcht um das Schicksal der chalkidischen Waldgründe nicht begründet war, daß ihre Pracht und Üppigkeit noch jetzt den Wanderer mit Entzücken erfüllt. Wer das Los des Waldes im Orient kennt, wer seine mutwillige Verwüstung geschaut hat, der wird angesichts dieser neuen Schilderungen ein stilles Dantgebet gen Himmel senden und zugleich allen Freunden der griechischen Landschaft laute Kunde geben von der Neuentdeckung einer ihrer verborgensten Kleinodien.

Denn Struck hat, was auch Fallmerayer und viele andre nach ihm nicht getan haben, die ganze Chalkidike mit Ausnahme des Athos durchforscht und damit einen Überblick über ihren Gesamtcharakter ermöglicht, in landschaftlicher, geo- und ethnographischer, wirtschaftlicher und historisch-antiquarischer Hinsicht gegeben. Wir greifen einiges davon heraus, bringen in innern Zusammenhang, was in der Form eines Reiseberichts auseinanderfiel, und werfen einige vergleichende Rückblicke auf die frühere Reiseliteratur.

Des Lobes voll ist auch unser Gewährsmann über das Landschaftsbild der Chalkidike. Das gilt zumal von dem Rumpf der Halbinsel, und zwar weniger von ihrem westlichen Teile, der mehr das Gepräge einer südlichen Kulturlandschaft zeigt mit Gruppen von Oliven, Platanen und Zypressen, als von dem erzhaltigen Cholomondagebirge im Osten, das durch dichte Kastanien-, Eichen- und Buchenwäldungen schon Fallmerayers Entzücken erregte und stellenweise ganz den Charakter eines Urwaldes annimmt. Die Perle dieser Gegend ist das Gebiet zwischen den Dörfern Ravenikia und Varigowi (Struck S. 17 und 21; vgl. Fallmerayer S. 273 und 275), das durch seine Riesenkastanien berühmt ist, und wo es noch starke Wildbestände von Hirschen, Rehen und Wildschweinen gibt. Die drei südlichen Landzungen, Njon Dros, Longos und Kassandra (im Altertum Akte, Sithonia, Pallene) stufen sich in ihrem Waldreichtum von Osten nach Westen ab: Njon Dros ein romantischer Walddom, den Fallmerayer so unnachahmlich beschrieben hat, mit weichern, rundern Formen, Longos von rauherm, wildromantischem Charakter und mit ebenfalls noch wildreichen Waldbeständen von Fichten, Platanen, Buchen, Erdbeerbäumen und Steineichen (Struck S. 61), endlich Kassandra, walddarm und, landschaftlich dem westlichen Rumpfstück entsprechend, nur Kulturland ohne hohe Gebirgszüge.

*) Adolf Struck, *Makedonische Fahrten. I. Chalkidike. Zur Kunde der Balkanhalbinsel.* Heft 4, 88 S. Wien und Leipzig, Hartleben, 1907.

Dieser Verteilung von Wald- und Kulturgebiet entspricht auch die der Ortschaften: am dichtesten besiedelt ist die westliche Hälfte; hier liegen auch die vier größten Dörfer mit je 2000 Einwohnern: Apanomi, Bassiliká, Galátista und Poljiros, während die größten der Osthälfte, wie Larigowi, Wawdos, Ormylia und Terissos, zwischen 1000 und 1500 Einwohnern schwanken. Im ganzen zählt man 233 Ortschaften mit 72500 Einwohnern, wovon 163 mit 52000 Einwohnern auf den Westen, 70 mit 21000 Einwohnern auf den Osten entfallen.

Auch ethnographisch läßt sich eine Scheidung in Ost und West durchführen. Zwar ist die erdrückende Mehrzahl der Bevölkerung griechisch (60000), die übrigen sind Slawen, Türken, Zigeuner sowie die auf zwei Distrikte beschränkten Volksplitter der Türken (vgl. über diese Struck S. 32 f.), doch ist zu beachten, daß die Bewohner der östlichen Minendistrikte ursprünglich Bulgaren waren, die aber jetzt gräzisiert sind, wie überhaupt der walddreiche Osten im Mittelalter ganz slawisiert worden ist, wie man des näheren bei Fallmerayer S. 341 ff. nachlesen kann. Die Berg-, Fluß- und Ortsnamen geben noch Zeugnis davon (den bei Struck S. 48 verzeichneten Namen sind noch hinzuzufügen der des Gebirges Cholomonda sowie die Ortsnamen Zagliveri und Larigowi). Altgriechische Ortsnamen haben sich bezeichnenderweise vorwiegend im Westen erhalten, nämlich Anthimos (Blumenau) in der Nähe von Galatista, jetzt Flur-, einst Stadtname, dann der Name des Kalorungebirges (agr. *Kalávriov όρος*), ferner Kassandra, aus Kassandria, einer Gründung König Kassanders (an der Stätte des frühern Potidäa), deren Name sich dann der ganzen Halbinsel mitgeteilt hat, endlich Athytos (agr. *Aphytis*) auf derselben Halbinsel. Im Osten ist nur erhalten Stratoní (agr. *Stratonikeia*) am Golf von Terissos und Toronis (agr. *Torone*) an der Westküste der Halbinsel Longos. Alle übrigen griechischen Ortsnamen sind byzantinisch, wie ja die ganze Halbinsel im siebenten und achten Jahrhundert von den byzantinischen Kaisern neu kolonisiert worden ist, sodaß von Resten altgriechischer Bevölkerung keine Rede sein kann. Immerhin wäre es dankenswert gewesen, wenn Struck außer den Landschaftsbildern und Volkszügen auch einige Volkstypen beigefügt hätte aus verschiedenen Gegenden, die interessante Vergleiche gestatten würden. Besonders in dem südlichen Mittelgebiet (der sogenannten Chassia) sollen sich noch schöne Physiognomien finden (vgl. Cousinery, *Voyage en Macédoine* II, 134).

Die byzantinische Kolonisierung hat besonders für die drei südlichen Halbinseln bemerkenswerte Folgen in sozialer Hinsicht gehabt. Wie bekannt, ist die östlichste Halbinsel seit fast tausend Jahren ein Klosterland, der „heilige Berg“ geheißten. Weniger bekannt aber ist, daß auch die beiden andern, Longos und Kassandra, zahlreiche Metochien bergen, das heißt „aus frommen Schenkungen herrührende Besitzungen der griechischen Klöster, vornehmlich der des Athos, die in Gutshöfe umgewandelt wurden und entweder in Pacht gegeben oder

durch exponierte Mönche direkt bewirtschaftet werden“ (Struck). Solcher Metochien zählt man auf Longos 24, auf Kassandra 17, wogegen es auf der ersten Halbinsel nur 8, auf der letzten nur 12 Freidörfer gibt, sodaß auf beiden Halbinseln zusammen 20 Freidörfer 41 klösterlichen Meierhöfen gegenüberstehn. Nimmt man dazu die 20 Stammklöster auf dem Athos selbst sowie die am Südrande der eigentlichen Chalkidike verstreuten 14 Metochien sowie die selbständigen Klöster außerhalb des Athos, so kommt man auf 120 klösterliche Niederlassungen auf der südlichen Chalkidike. Man sieht, wie recht Fallmerayer hatte, wenn er den Athos als den Vatikan von Byzanz bezeichnete; denn durch diese Metochien, die alle äußerst günstig liegen, beherrscht er auch wirtschaftlich einen großen Teil der Halbinsel, da die zu ihnen gehörenden Ländereien unveräußerlich sind.

Einen ganz andern sozialen Einfluß hatte der Bergbau im östlichen Teile der Halbinsel. Hier hat sich vom Altertum bis zum Ende des achtzehnten Jahrhunderts nicht nur eine intensive Industrie ausgebreitet, sondern auch im Zusammenhang damit eine kleine Republik von 27 Ortschaften entwickelt, die sich vom Ende des siebzehnten bis zum Anfang des neunzehnten Jahrhunderts erhielt und mit eigener Verfassung und eigener Obrigkeit ausgestattet war — in der Türkei eine ganz einzig dastehende, an antike Verhältnisse erinnernde Erscheinung. Das Nähere kann man bei Struck nachlesen (S. 70 ff.), wo auch von dem neuen Aufblühen der Minenausbeutung durch französisches und italienisches Kapital berichtet wird, während noch zu Fallmerayers Zeit der Betrieb völlig brachlag.

Die Haupterwerbsquelle der Bevölkerung der Chalkidike bildet teils der Ackerbau, der aber trotz einer Ackerbauschule in Dalian (der einzigen in Makedonien) noch auf sehr primitiver Stufe steht, teils, und häufiger, Obst-, Weinbau sowie, besonders im Süden, Bienen- und Seidenraupenzucht. Nur die halbnomadischen Türken treiben Viehzucht. Hier und da ist auch Hausindustrie zu finden, namentlich Wollen- und Seidenweberei. Vielleicht der starke Anbau trägt daran Schuld, daß von Resten des Altertums bisher wenig zutage getreten ist. Systematische Ausgrabungen sind hier noch nicht vorgenommen worden, daß sie aber gute Ergebnisse versprechen, darauf weisen die Andeutungen des Verfassers über die Ruinenstätten der beiden einstigen politischen Mittelpunkte der Halbinsel, Olynth und Potidäa (S. 37 bis 43). Interessanter ist, was Struck über den berühmten Keryxkanal festgestellt hat, der die Athoshalbinsel im Norden an ihrer schmalsten Stelle ($2\frac{1}{5}$ Kilometer) durchzogen haben soll. An der Existenz der Kanallinie selbst ist nicht zu zweifeln, wie man wohl früher, nach den fein-ironischen Bemerkungen Fallmerayers (Fragmente S. 277 f.) zu urteilen, trotz der ausführlichen Schilderung Herodots (im siebenten Buch), getan hat. Fallmerayer wie Struck sprechen von der grünen, durch üppigen Pflanzenwuchs bezeichneten und aus dem gelbgrauen Grunde sich scharf abhebenden Linie, die nebst dem umgebenden Gebiete bei

den Umwohnern Provlaſa heißt (was nicht, wie Fallmerayer meinte, ein ſlawiſches, ſondern ein gut griechiſches Wort iſt und aus $\pi\rho\acute{o}$ und $\alpha\upsilon\lambda\alpha\varsigma$ entſtanden iſt, alſo etwa „Vorgraben“ bedeutet*); Struck, der keine Deutung des Wortes verſucht, betont übrigens Provlaſá, was kaum richtig ſein kann, wie er überhaupt die heutigen Namen nicht immer richtig betont). Die Frage iſt nur die, ob der Kanal nur in Angriff genommen aber nicht vollendet, oder ob er ſchon durchfahren worden iſt. Was Struck vorläufig feſtſtellen konnte, iſt folgendes: die Kanallinie durchzieht den Iſthmus in einer Länge von faſt zweieinhalb Kilometern in einer von Norden nach Südweſten ausgeſchweiften oder in ſtumpfen Winkeln gebrochnen Linie. Am deutlichſten iſt dieſe im ſüdlichen Teil, wo „der Graben noch eine wenig unterbrochne, zwei bis drei Meter tiefe und zwanzig bis vierzig Meter breite Mulde“ bildet. Dagegen iſt dieſe Linie nach Norden zu nur ſchwach oder gar nicht erkennbar, und zwar um ſo mehr, je höher ſich das Terrain erhebt. Aber auch hier zeigt ſich, daß das Erdreich weich und mit Schutt gemengt iſt, was Struck aus dem allmählichen Verfall der nicht verkleideten Böſchungen erklärt, wie überhaupt das ganze Werk einen rein proviſoriſchen Charakter und ſpäter keine Bedeutung mehr hatte. Soweit Strucks Darſtellung in ſeinem Reiſebericht. Inzwiſchen hat er in einer eignen Studie über den Keryeskanal (Neue Jahrbücher für das klaſſiſche Altertum uſw., Bd. 19 [1907], S. 115 bis 130) das Problem von der hiſtoriſchen Seite zu faſſen geſucht und eine höchſt lehrreiche Überſicht gegeben über die literariſchen Denkmäler des Altertums und über die neuern Reiſeberichte, die den Kanalbau erwähnen. Danach ſprechen die griechiſchen Autoren, wie Platon, Lyſias und Aſchines, von ihm wie von etwas feſtſtehendem und durch das Imponierende ſeines Werkes ſprichwörtlich gewordenem. Erſt die ſpättern Satiriker wie Lukian, Juvenal und Catull bezeichneten das Werk als etwas fabelhaftes und ſprachen von einer Durchbohrung des Athosberges. Nur der Geograph Strabo glaubt noch an die Exiſtenz des Kanals. Für die Schwierigkeit des Baues zeugt der von Plutarch überlieferte Drohbrief des Keryes an den Athos, wo es heißt: „Göttlicher Athos, deſſen Spitze zum Himmel ragt, ſetze meinem Werke keine großen und harten Feſſen entgegen, ſonſt laß ich dich abhauen und ins Meer ſtürzen.“

Eine wichtige Ergänzung zu den antiken Zeugniſſen bilden die der neuern Reiſenden aus den letzten hundert Jahren. Von ihnen bezeugen faſt alle, Choiſeul-Gouffier (1791), Hunt (1815), Leake (1806), Urquhart (1830), Spratt (1838), Griſebach (1839) und Tozer (1853), übereinstimmend das Vorhandenſein mehr oder weniger deutlicher Spuren einer alten Kanalfurche. Nur der Franzoſe Couſinéry kommt zu dem phantaſtiſchen Schluß, Keryes habe beide ſeitliche Abhänge des Athos leicht abböſchen laſſen und dann die Schiffe auf einem feſten Bretterboden hinüberrollen laſſen, während er die Angaben des

*) Wie ich nachträglich ſehe, hat dieſe Deutung ſchon der Engländer Leake gegeben.

Herodot über den Kanalbau für eitle griechische Prahlerei erklärt. Dem sowie der ablehnenden Haltung Niebuhrs gegenüber hat jetzt Struck sicher nachgewiesen, daß der Kanal nicht nur gebaut, sondern auch durchfahren worden sein muß, und daß die Ergebnisse seiner Nachforschungen bestätigen, wie treu „Herodot das ihm Überlieferte aufgezeichnet und uns erhalten hat“.

So wird uns, wie aus dieser gedrängten Zusammenfassung hervorgehen wird, ein landschaftlich, kulturhistorisch und archäologisch reizvolles Stück griechischen Landes dem Naturfreunde wie dem Forscher hier neu erschlossen, und man kann nur lebhaft wünschen, daß auch der Reiseverkehr an diesem auch mit einem gesunden Klima gesegneten Ländchen nicht länger mehr vorbeigehen möge. Von Salonik aus ist ja wenigstens der westliche, kultivierteste Teil der Chalkidike leicht zu erreichen, und hier findet man sogar schon zwei aufblühende Kur- und Badeorte (Sedes und Galátista), die untrüglichen Vorboten und stärksten Vorposten moderner Kultur, die vielleicht auch einmal den ehrwürdigen Athos aus einem Sitz mittelalterlicher Askese zu einer Stätte modernen Naturheilverfahrens machen werden.



Das Modell der Schmerzen

Von Israel Sangwill

Erstes Kapitel

Wie ich das Modell gefunden habe



Ich möchte nicht behaupten, daß es irgend etwas mit meiner religiösen Anschauung zu tun gehabt hätte, daß ich mir die Aufgabe stellte, den Mann der Schmerzen zu malen, aber ich fürchte beinahe, daß mein guter alter Papa in dem Pfarrhause diesen Entschluß für ein Zeichen des Gnadendurchbruchs gehalten hat. Ich habe als Künstler immer nur ungern eine Linie zwischen dem Geistlichen und dem Schönen gezogen, da ich immer der Ansicht gewesen bin, daß die Schönheit dasselbe unbegrenzte Element umfaßt, das das Wesen jeder Religion ausmacht. Es wird mir übrigens nicht leicht, mich durch Worte auszudrücken, da der Pinsel bisher das einzige Ausdrucksmittel war, dessen ich mich bedient habe. Wenn ich trotzdem in diesem besondern Falle zu der Feder greife, um durch Worte zu erläutern, was mir vielleicht nicht gelungen ist, durch meinen Pinsel auszudrücken, so geschieht dies, weil die Kritik, die mein Bild „Der Mann der Schmerzen“ so schwer angegriffen hat, mich dazu reizt, eine Erklärung zu versuchen. Nehmen wir an, daß mein Bild nur halb ausspricht, was ich sagen wollte. Vielleicht gelingt es meiner Feder, die andre Hälfte zu sagen, besonders da diese aus Dingen besteht, die ich teils selbst gesehen, teils mir habe erzählen lassen.

Zuerst möchte ich erklären, daß das Bild, das jetzt in seinem goldnen Rahmen dahängt, weit verschieden von meiner ersten Auffassung ist, daß es sich nur langsam